

halte und eine totale Sonnenfinsternis in jenen Jahren zur Mittagszeit nur 29 n. Chr. am 20. November stattgefunden: so könne angenommen werden, daß die Geschichtsschreiber (Eusebius, Julius Africanus, Paulus Diaconus), welche von einer totalen Sonnenfinsternis zur Zeit des Vollmondes berichten, die tatsächliche totale Sonnenfinsternis vom 20. November 29 n. Chr. mit der Mondesfinsternis am 3. April 33 n. Chr. in einem „begreiflichen Irrtum durcheinander geworfen haben“. Wir bemerken zu diesen Auseinandersetzungen nachfolgendes. Eine derartige Verwechslung einer totalen Sonnenfinsternis um die Mittagszeit mit einer partiellen Mondesfinsternis am Abend, welcher letztere dazu erst 3—4 Jahre nach der ersten Finsternis eingetroffen, — hat wohl nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. — Ueber eine große Finsternis um die Zeit der Kreuzigung des Herrn berichten ferner nicht nur die oben angeführten Schriftsteller, sondern bekanntlich auch die Evangelien und es kann diese dreistündige Finsternis weder einer partiellen Mondesfinsternis gleichgestellt, noch überhaupt diese Finsternis als eine natürliche Finsternis betrachtet werden. Da dieselbe um Mittag begonnen und bis 3 Uhr Nachmittag gedauert, so kann die Finsternis nur eine Entziehung des Sonnenlichtes erklärt werden. Dabei ist nun nicht anzunehmen, daß, wie einige diese Sonnenfinsternis erklären wollten, tatsächlich der Mond (auf wunderbare Weise versetzt) sich vor die Sonne gestellt habe, — als wäre auf eine andere Weise eine Entziehung des Sonnenlichtes nicht möglich — sondern vielmehr, daß auf der Erde in der Atmosphäre oder viel wahrscheinlicher auf der Sonne selbst gewisse Ereignisse (auf nicht natürliche Weise) eingetreten, infolge dessen das Sonnenlicht aufgehört habe, zu leuchten. Ist dies auf dem Sonnenkörper selbst geschehen, so mußte natürlich auch zugleich das Licht des Vollmondes erlöschen, da eben der Mond sein Licht, wie unsere Erde, nur von der Sonne empfängt. Diese Mondesfinsternis entzog sich selbstverständlich jeder astronomischen Berechnung. Ob dann zur nämlichen Zeit auch eine natürliche Mondesfinsternis (den natürlichen Bedingungen gemäß) sich eingestellt hätte oder sich auch nach Beendigung der Verfinsterung der Sonne eingestellt hat, ist hier gegenstandslos. Hieraus erhellet aber auch zugleich, daß jene Mondesfinsternis am 3. April 33 n. Chr. abends als Stütze für den Todestag Christi des Herrn keine Beweiskraft besitzt.

Das interessante Werk, bemerken wir zum Schlusse, kann jedenfalls allen empfohlen werden, die sich über unsere Erdtrabanten in gemeinverständlicher Form eingehender unterrichten lassen wollen; auch für Mondbeobachtungen, die etwa angestellt werden mögen, wird es große Dienste leisten können.

Pinz-Freinberg.

P. R. Handmann S. J.

16) **Prinzipienkämpfe.** I. Unzeitgemäßes. Von P. Alois Pichler C. Ss. R. Münster, Westfalen 1905. Alphonus-Buchhandlung (A. Ostendorff). Gr. 8°. VIII u. 136 S. M. 1.20 = K 1.44.

Seit langem schon wird gegnerischerseits über „katholische Inferiorität“ geschmäht und nach vielem, vielem Schreiben und Schreien scheint es endlich doch gelungen, auch katholische Kapazitäten zur Ueberzeugung von der eigenen Minderwertigkeit zu bringen. Immer öfter, zahlreicher, kräftiger erheben sich Stimmen in unserem eigenen Lager, welche auf unsere Schwäche aufmerksam machen, hinweisen auf die Unzulänglichkeit unserer Waffen, welche den modernen unserer Gegner längst nicht mehr gewachsen und ebenbürtig seien; Stimmen, welche unsere Kriegstechnik als veraltet bezeichnen, sie daher modernisieren wollen. „Lernt von unsern Gegnern!“ hallt ihr Ruf — und er verhallte nicht ins Leere: er fand schon Echo. Man will modern, zeitgemäß werden. Da muß es wohl unzeitmäßig erscheinen, wenn sich eine Stimme — „Prinzipienkämpfe“, Unzeitgemäßes von P. Alois Pichler — erhebt und sich zu beweisen unterfängt, daß wir

keinen Grund haben, zu den Gegnern in die Schule zu gehen, denn „auch wir haben Ritter ohne Furcht und Tadel, aber wir kennen sie zu wenig“; daß wir keine Ausrede haben, wenn wir unsern tapfern, tüchtigen Vorkämpfern, um objektiv und modern zu erscheinen, selbst in den Rücken fallen, oder sie wenigstens „an exponierten Stellen allein lassen“.

Worin soll nun unsere Inferiorität bestehen? — In Wissenschaft und Kunst. Schuld aber ist unsere voraussetzungsvolle, von den Scholastikern ererbte Philosophie. „Voraussetzungslosigkeit“ soll das Schibboleth echter, zeitgemäßer Wissenschaft sein. Auf dem Boden von Voraussetzungen können nur verkümmerte, krüppelhafte Epigonen gedeihen, die als lebensschwache Kinder ausgesetzt werden sollten. — Es ist nun hohe Zeit, daß wir uns durch diesen usque ad nauseam oft geleierten Vorwurf der Epigonenhaftigkeit und durch die endlos wiederholte Forderung voraussetzungsloser Wissenschaft nicht Sand in die Augen streuen lassen und dadurch geblendet, unsere eigene Kraft und Macht nicht sehen und demüthig und unterwürfig unsern Gegnern uns ergeben. Darum sind auch die „Prinzipienkämpfe“ freudigst zu begrüßen, da P. Bichler vor allem darauf hinweist, daß „voraussetzungslose Wissenschaft“ Humbug ist. Jede Wissenschaft und alles Forschen hat seine Voraussetzungen und Prinzipien und muß sie haben. — Merkwürdig jedenfalls und größerer Beachtung wert ist die Tatsache, daß jene Wissenschaft, welche als Erfahrungswissenschaft naturgemäß am leichtesten objektiv und ohne alle Voraussetzung an die Tatsachen herantreten könnte, sich selbst in zahlreichen Hypothesen, als: Atom- (oder Elektronen-), Undulations-, magnet-elektrische Lichthypothese, Huyghens Elementarwellen-Prinzip u. s. w. Voraussetzungen macht und heimlich klar und bündig eingesteht: ohne Voraussetzung vermögen wir nicht die Tatsachen und Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung zu verstehen und zu erfassen — und was über die Sinne hinausgeht, die großen Welträtsel, sollten ohne Voraussetzung studiert werden müssen und begriffen werden können?! Wir müssen es P. Bichler danken, daß er einmal darauf hinwies — wir wünschten nur, daß es noch entschiedener und eingehender und allgemeiner geschehen wäre —, daß auch die Wissenschaft, die Forschung unserer Gegner keineswegs voraussetzungslos sei; daß auch sie ihre Voraussetzungen haben. „Es steht hier einfach Voraussetzung gegen Voraussetzung.“ Es handelt sich deshalb nur darum: auf welcher Seite sind die richtigen Voraussetzungen. Ist aber einmal erwiesen, daß unsere Voraussetzungen Wahrheitsgehalt besitzen — sind wir dann nicht besser daran, je mehr wir solcher Voraussetzungen haben? Es ist Brotheid dahinter, wenn man Voraussetzungslosigkeit fordert: man will uns unserer Schätze an Wahrheiten berauben. Es mag sich der Geschäftsmann selbstbewußter in die Brust werfen, der mit nichts angefangen und es zu einem Vermögen von mehreren Tausend gebracht hat, er mag sich dessen mehr rühmen können, aber — besser daran ist der Erbe von Millionen.

Unsere Voraussetzungen bekunden somit noch keineswegs unsere Inferiorität. Macht's vielleicht der Mangel an geistvollen Männern und genialen Frauen? Finden sich in unserem Lager, um in Nietzsche'scher Terminologie zu sprechen, nur „Verdenmenschen“, in dessen die „Uebermenschen“ alle im Gegenlager glänzen? Darauf erwidern vor allem die „Prinzipienkämpfe“. Sie stellen uns ein Triumvirat von „Rittern ohne Furcht und Tadel“ vor und, wie wir hoffen, weil unter dem Titel I steht, — wird uns P. Bichler noch mit etlichen stolzen Rittern unseres Lagers bekannt machen. Gewiß, handelt es sich vor allem um jetzt lebende Philosophen: eines D. Willmann brauchen wir uns nicht zu schämen. „Protestantische Gelehrte, wie Eucken, Rein, Meßner zollen Willmann hohe Anerkennung. Paulsen geht ein Gruseln an beim Gedanken, daß Willmanns Werk („Geschichte des Idealismus“, 3 Bde.) bald zum außerlesenen Rüstzeug der ultramontanen Verebtheit in allen politischen Körperschaften des deutschen Reiches gehören wird.“ (Prinz. III, p. 97.) Fast indessen

möchten wir fürchten, hat's Paulsen bei diesem Gedanken grundlos gegrüßelt; denn leider, leider ist Willmann noch lange nicht so bekannt, als er es verdiente, als ein Mann der Gegenpartei von seinem Werte schon längst wäre! Der Vergleich, den P. Pichler zwischen Willmanns „Geschichte des Idealismus“ und den protestantischerseits so hochgepriesenen und berühmten „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ von Ueberweg-Heinze durchführt, tritt überzeugend dar, daß wir nicht beschämt-erröten verstimmen müssen, wenn man feß das Lied von unserer Inferiorität uns in die Ohren schreit. Wenn die Prinzipienkämpfe nichts anderes enthielten als die Beleuchtung des Hochwertes unseres Willmann, sie wären freudigst und dankbarst zu begrüßen!

Aber nicht bloß Philosophen haben wir, auch Dichter. Gerade auf dem Gebiete der Poesie sollen unsererseits sich nur Epigonen herumtummeln. Es wird darum mancher auch in unserm Lager den Kopf schütteln, wenn er hört, wir hätten auch hier „Ritter ohne Furcht und Tadel“ und etwa denken: „Bin doch begierig, wen der uns da vorstellen wird?“ — Aber fürwahr! es ist nicht Eduard Plätzky Schülz, wenn man ihn noch nicht als vollwertigen Dichter kennt. Sein „Weltenmorgen“ in erster Linie beweist klar, daß Plätzky kein Epigone ist, kein verkümmelter Zwerg, kein zwerghafter Dichterling — er ist ein Cyclop, denn nur ein Cyclop konnte einen solchen Cyclopbau aufstürmen, wie es der Weltenmorgen ist, „der zutiefst in der Erde gegründet, aus wuchtigen Granitquadern nach den Regeln der großen Kunst errichtet, wirklich und wahrhaft in den Himmel reicht, ein Leuchtturm auf dem grünen, wunderbaren Eiland mitten im Wogendrang der Moderne.“ (Prinzipienkämpfe.) Sein „Weltenmorgen“ steht freilich nicht vor uns, den meisten Werken moderner Dichter gleich, eine graziose Erscheinung; nicht wie eine üppige, kokette Schönheit, auch nicht wie ein frisches, naives, schönes Mädchen aus dem Volke, nicht wie die medicäische Venus, nicht wie eine Mädchengestalt Desreggers, sondern wie eine erhabene majestätische Fürstin, wie die Juno Lubovisi. Ist etwa das keine Schönheit? — Ist eine solche schöne Kunst nach den Begriffen der Moderne nicht daseinsberechtigt? — Auch Plätzkys „An der Schwelle des Gerichtes“ sowie seine „Gebichte“ erweisen seine Ritterlichkeit.

Der Dritte im Bunde, den wir in den „Prinzipienkämpfen“ näher kennen lernen, ist Philosoph, Kunstästhetiker und Dichter und in jeder Beziehung hat er Vollenwert, es ist Dr. Richard von Kralik. Selbst der Verfasser der Veremundus-Broschüre, welche unsere Inferiorität auf bellertristischem Gebiete so energisch betonte, urteilt über Kralik: „Richard von Kralik ist weniger bekannt als man glaubt, weniger vor allem als er verdient . . . Kralik steht hoch, sehr hoch. Das aber erklärt seine Einsamkeit.“ Wer sich einigermaßen für Kraliks Bedeutung informieren will, greife zu den „Prinzipienkämpfen“: in wenigen kurzen, aber kräftigen Zügen ist sein Hochwert dargetan.

Eines verdient noch hervorgehoben zu werden. Willmann, Plätzky und Kralik haben ihre „Prinzipien“, ihre durch und durch christliche, katholische Weltanschauung nicht ererbt, sind in ihnen nicht aufgewachsen: im Gegenteil, viele Jahre lang befanden sich alle drei mehr minder weit davon entfernt und es kostete viel Geistesarbeit, Suchen und Ringen, um zu ihrer als der ersetzten Wahrheit durchzubringen. Diese Tatsache aber erhöht nur ihre Bedeutung, beweist, daß gewiß diese katholische Weltanschauung die wahre ist, wenn Männer von Geist, wie Willmann, Plätzky, Kralik, die keine Ruhe für Geist und Herz fanden, bis sie ruhten im echten Katholizismus, für dieselbe eintraten. Wir können es uns nicht versagen, hier auf jene Rede hinzuweisen, welche Herr Anezaki, Professor der vergleichenden Religionswissenschaften an der Universität in Tokio, bei einer zu Ehren des päpstlichen Gesandten Msgr. W. S. D'Connell von der Universität veranstalteten und von 4000 Personen besuchten Festversammlung gesprochen. Derselbe

hatte kürzlich eine Studienreise durch Europa gemacht. Vor derselben sei auch er ganz unter dem Einflusse der landläufigen Vorurteile und der weitverbreiteten unrichtigen Vorstellungen gestanden, als ob die katholische Kirche zu den Toten gehöre, unfähig einer Erneuerung und Wiederbelebung, als ob die katholischen Nationen absterbende Völker seien, im Gegensatz zum Protestantismus, der das Christentum der Zukunft sei. Er habe nach Japan ganz andere Ideen zurückgebracht. Der Katholizismus sei ihm im Gegenteil als die machtvollste und gewaltigste religiöse Organisation erschienen, welche die Menschheit kenne. (Aus den „Kath. Missionen“, 34. Jg., 8. H.) — Professor Inezaki hat wohl als Japaner unparteiisch geurteilt. Gewiß der Katholizismus ist die machtvollste und gewaltigste Organisation; ihre Macht und Gewalt verdankt sie den von Gott selbst überkommenen Prinzipien: diese Prinzipien sind Wahrheit, darum hat ihr Organismus Lebenskraft: von Inferiorität in und durch die Prinzipien kann keine Rede sein. Nur in einem Punkt sind wir leider inferior: in der Regsamkeit. Wären unsere Gegner so lau und so flau im Kampfe für ihre Prinzipien wie wir; oder wären wir so eifrig und feurig tätig für unsere Sache und unsere Vorkämpfer, wie sie: wo wäre dann Siegesgeschichte? Ja, handelte es sich nur um die literarische Palme, um den Sieg in der öffentlichen Meinung! Aber nein! es geht ums Heil von Menschenseelen, ums ewige Heil unzähliger Menschen, die sich durch den „magischen, verführerischen Glanz einer falschen Aufklärung“ in die Irre führen und ins Unglück stürzen lassen. „Und uns — muß sich da wohl vor allem jeder Priester mit P. Bichler (in dem wunderschönen, poetischen Schlußkapitel „Rosengarten“) sagen — und uns ist das wahre Licht der Welt anvertraut, um das Osterlicht zu verschleichen. Und wir haben das wahre geistige Leben, um den geistigen Tod zu bezwingen!“ Möchten doch alle Katholiken und vorab alle Priester auch mit ihm sagen, nachdem sie die „Prinzipienkämpfe“ gelesen — und das wünschen wir, sollen recht, recht viele sein —, „Ich gelobe mir meine . . . Arbeitskraft aufs äußerste auszunützen, um den mir zugewiesenen kleinen Teil der großen Aufgabe — unsern Prinzipien zum Heile der Menschheit zum Sieg zu verhelfen — zu bewältigen.“

Das Buch verdient gewiß um der Sache willen die weiteste Verbreitung! Noch mehr und leichter, glauben wir, wird dieser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn der Verfasser in den spätern Auflagen an jenen Stellen, wo er, einer lobenswerten, markanten Kürze huldigend, etwas zu dunkel wurde — das Buch lieft sich stellenweise, möchten wir sagen, wie ein Mathematikbuch: man muß studieren — wenn er da lieber auf Kosten der Kürze einen flüssigen Stil bevorzugte.

Leoben.

J. Smolik.

- 17) **Grundzüge der Logik und Noetik im Geiste des heiligen Thomas von Aquin.** Von Dr. Sebastian Huber, o. Professor für Philosophie am königl. Lyzeum in Freising. Paderborn 1906. Schöningh. Gr. 8°. VIII u. 168 S. M. 2.50 = K 3.—

Das Ziel dieses Buches ist, wie eingehender im Vorworte des Verfassers angegeben wird, „die Grundzüge der Metaphysik, unter Zugrundelegung der Vorlesungen von Dr. M. Schneid, herausgegeben von Dr. Josef Sachs, zu einem vollständigen Lehrbuch der theoretischen Philosophie zu ergänzen“. Weil es im Geiste des heiligen Thomas verfaßt ist, sind auch die aristotelischen und scholastischen Termini und Formeln, die in den Lehrbüchern der heutigen propädeutischen Logik schon ziemlich bei Seite geschafft wurden, beibehalten. Von der Ergänzung der Schlußlehre, wie wir es ausführlicher z. B. im System der Logik von Ueberweg, von Wundt u. a. haben, wird abgesehen, doch hätten die für die empirischen Wissenschaften heutzutage so wichtigen Methoden von Bacon, Mill u. a. ebenso die Analogie und die Hypothese nicht so kurz und so wenig anschaulich, wie es in